

222

Paul Parin, Fritz Morgenthaller

Ist die Verinnerlichung der Aggression für die soziale Anpassung notwendig?

Bei Angehörigen eines afrikanischen Volkes erfährt ein bestimmter Anteil der Aggression ein anderes Schicksal, als es bei uns, im abendländischen Kulturkreis, die Regel ist. Unsere psychoanalytisch orientierten Untersuchungen bei jenem Volk, den Dogon, werfen ein neues Licht auf die von den meisten Analytikern vertretene Ansicht, daß eine Verinnerlichung wesentlicher Anteile der Aggression nötig sei, um eine genügende soziale Anpassung zu gewährleisten. Bevor wir auf unsere Beobachtungen eingehen, versuchen wir unsere Fragestellung abzugrenzen: Zuerst untersuchen wir, wie weit wir uns auf die >Naturgeschichte der Aggression<, die Konrad Lorenz (125) entworfen hat, stützen können, und dann, was wir zur Lösung des allgemeineren Problems »Aggression und Anpassung« beitragen können. Für den Biologen muß unsere Frage nach der Verinnerlichung der Aggression müßig scheinen. Bei seiner Beobachtung des Verhaltens ist er auf die Äußerungen der Aggression hingewiesen, auf aggressives Verhalten oder auf die sichtbaren Merkmale »gestauter« Aggression oder aggressiver Stimmungen. Die soziologische Betrachtung wendet sich ebenfalls vor allem der Betätigung der Aggression und ihren Wirkungen zu; sie mag verinnerlichte Aggression als eine Hilfsvorstellung annehmen, die ihr bei der Erweiterung ihres Gesichtswinkels zur modernen Anthropologie¹ dient, bestimmte Phänomene zu erklären. Dabei verfährt sie ähnlich wie die Psychoanalyse mit dem Unbewußten: Es wird etwas angenommen, das nicht direkt zur Anschauung gebracht werden kann, auf das nur nach

¹ Mitscherlich (131).

223

seinen Auswirkungen geschlossen wird. Für die menschliche Introspektion und gar für den Psychoanalytiker, der die Introspektion mittels einer methodischen Technik erweitert hat, rückt der verinnerlichte Anteil der Aggression seines Beobachtungsobjektes in den Mittelpunkt des Gesichtsfeldes; das kann ihn dazu verleiten, die Möglichkeiten zur direkten Äußerung der Aggression zu unterschätzen. Freud (67) war trotz seiner skeptischen Beurteilung der menschlichen Natur von den brutalen Wirkungen der Aggression, die sich im Ersten Weltkrieg ereigneten, überrascht. Diese Erfahrung mag dazu beigetragen haben, daß er seine Aufmerksamkeit auf die Erscheinung der Aggression richtete. Es kam zur Revision der

Triebtheorie mit der Einführung des Todestriebes. Diese Annahme wurde von zahlreichen Analytikern zurückgewiesen; aber das Interesse am Studium aggressiver Regungen und ihrer Schicksale blieb bis heute wach.

Auch uns scheint die Ableitung eines entsprechenden Triebes aus dem Todesprinzip, die Freud versucht hat, keinen theoretischen Vorteil zu bieten. Wie Lorenz sind wir der Ansicht, daß sich die menschliche Aggression aus Anlagen entwickelt, die im Dienste der Arterhaltung stehen. Aber nicht nur die Anlage, sondern auch bestimmte beim Menschen vorkommende Ausformungen der Aggression sind manchen Äußerungen im Tierreich, die Lorenz in einer reichen Auswahl vor uns ausbreitet, vergleichbar. Zum Beispiel glauben wir – in den Ritualen der Gans Martina – die Umrisse zu erkennen, in die sich die Rituale der Religiösen, die des täglichen Lebens und die der Zwangskranken eintragen lassen, glauben in den Sippenkämpfen der Ratten mehr zu sehen als bloße Analogien zu unseren Kriegen und anerkennen, daß die menschliche Begeisterung sich nach Regeln entwickelt, die für die Hordenverteidigungsreaktion des Schimpansenmannes gelten und die zum Teil vom Triumphgeschrei der Graugänse abzuleiten sind.

Warum schließen wir uns also nicht vollends der Instinktlehre Lorenz' an, seiner großartigen Vision etwa, die Kämpfe der Menschen beim Blick vom Mars her als Ausdruck jener Regeln zu sehen, die für die Sippenkriege der Ratten Geltung haben? Wenn wir den arterhaltenden Zweck der Aggression des Menschen, als eines Primaten-ähnlichen Tieres, anerkennen und zahlreiche Ausformungen und Schicksale der Aggression der Tiere als einen Rahmen ansehen, in den sich die aggressiven Äußerungen des Menschen eintragen lassen, warum halten wir uns weiter an die Triebtheorie der Psychoanalyse, um so mehr als das Verhalten der sozia-

224

len Gruppen durch die psychoanalytische Betrachtung erst mangelhaft erklärt werden kann? Wir könnten anführen, daß jede Tierart ihre eigenen Instinktmuster hat, und so auch der Mensch. Wegen der zahlreichen Konvergenzerscheinungen (von Tierarten der verschiedensten Entwicklungsstufen) und wegen der Folgen der Domestizierung sei nicht zu erwarten, daß die Instinkte des Menschen bloß das Instinktmuster der anderen Primaten abwandeln. Aber diesem Einwand wäre noch zu begegnen. Lorenz' Zusammenfassung hat uns sogar den Eindruck hinterlassen, als hätten die einzelnen Spezies der verschiedensten Lebensart und Entwicklungsstufen bereits sämtliche Möglichkeiten vorweggenommen, wie intraspezifische Aggression sich auswirken kann, so daß beim Menschen nur eine besondere Auswahl aus diesen Möglichkeiten, oft in größerer Ausdifferenzierung, vorläge.

Und doch glauben wir, daß die psychoanalytische Triebtheorie, nach der wir Regeln aufstellen und Voraussagen machen, die nur für den Menschen gelten, nicht zugunsten der allgemeineren Instinktlehre aufgegeben werden sollte.

Für Lorenz untersteht der aggressive Instinkt des Menschen den gleichen Gesetzmäßigkeiten wie jener der Tiere. Doch ist das Instrumentarium zur Ausführung der Aggression (einschließlich der Intelligenz) ungleich wirksamer als bei allen Tierarten. Außerdem verläuft die Zuchtwahl beim Menschen ungünstig und begünstigt unter Umständen die Verstärkung intraspezifischer Aggression.

Wir heben einen weiteren Unterschied hervor, der uns wesentlicher scheint. Das quantitative Verhältnis zwischen Angeborenem und Erworbenem ist beim instinktabhängigen Verhalten des Menschen zugunsten des Erworbenen verschoben. Die angelegten und zur Reifung kommenden Instinkte können für die wichtigsten Bereiche des instinktabhängigen Verhaltens gar nicht wirksam werden, bevor sie eine komplizierte von der Umwelt abhängige Entwicklung durchgemacht haben, die wir Triebentwicklung nennen

Der Umstand, daß in der Erziehung viel oder wenig Aggression mobilisiert werden kann und daß entweder gute oder ungenügende Verarbeitungsweisen angebahnt werden, erschwert es, die Bedeutung der Zuchtwahl abzuschätzen. Die Fähigkeit des Menschen, zweckmäßige Traditionen auszubilden, diese zu verändern oder an ihnen, unter Umständen in

225

unzweckmäßiger und starrer Weise, festzuhalten und das Triebleben weitgehend und dauerhaft diesen Traditionen zu unterwerfen und anzupassen, sind so groß, daß wir den Eindruck haben, die Zuchtwahl würde eher eine bessere Anpassungsfähigkeit an das Leben in Menschengruppen als eine bestimmte Triebrichtung fördern.

Da sich die Anschauungen der Verhaltensforschung nicht mit denen der Psychoanalyse zur Deckung bringen lassen, wäre man versucht, die Erforschung der Aggression des Menschen zwei Methoden zuzuteilen: Den Biologen bliebe es überlassen, das aggressive Verhalten großer Menschengruppen zu analysieren, den Psychoanalytikern, die Entwicklung und das weitere Schicksal der Aggression beim einzelnen Individuum zu erforschen.

Diese einfache Arbeitsteilung ist von der Psychoanalyse nicht respektiert worden. Seit Freuds >Massenpsychologie und Ich-Analyse< (61) ist bekannt, daß sich die Mitglieder jeder menschlichen Gruppe in ganz bestimmter Weise zueinander einstellen und daß jede Gruppensituation in den Teilnehmern ganz bestimmte Reaktionen auslöst². Doch muß die Anwendung psychoanalytischer Anschauungen auf kollektive Phänomene darauf Rücksicht nehmen, daß die Psychoanalyse Einzelpersonen in einer besonderen Situation untersucht und daß

sich die gleichen Personen innerhalb einer Gruppe anders verhalten würden. Mit anderen Worten: Das kollektive Verhalten muß auf jene individuellen unbewußten (und bewußten) seelischen Vorgänge zurückgeführt werden, die sich in der Gruppensituation auswirken.

Nach Glover (75) könnte man den Begriff einer individuellen Psychologie überhaupt fallenlassen oder vielmehr auf das Entwicklungsstadium des primären Narzißmus, während der ersten Lebenswochen des Kindes, beschränken. Alle später auftretenden psychischen Phänomene, besonders die Triebäußerungen, haben unter dem Einfluß der menschlichen Umwelt solche Veränderungen erfahren, daß man sie gruppenpsychologische nennen kann. Als Beispiel führen wir an, daß die Stillgewohnheiten der Dogonmütter, die ein Kind nie auf Befriedigung warten lassen, viel weniger geeignet sind, beim Säugling Aggressionen zu mobilisieren als die der

² Für die moderne Psychologie, mit Ausnahme jener C. G. Jungs, gibt es keine kollektive Gruppen- oder Massen-Seele, die eigene Triebe oder Hemmungen haben könnte.

226

europäischen Mütter. Das aggressiv rivalisierende Verhalten, das unsere Dreijährigen ihren Geschwistern gegenüber zeigen, das bei den Dogonkindern jedoch nicht auftritt, ist durch den im Gesellschaftsgefüge überlieferten Brauch, wie man Kinder zu stillen habe, vorgeprägt; es ist also in doppeltem Sinn ein Gruppenphänomen: nach seiner bisherigen Geschichte und weil es sich in der Gruppe der Kinder abspielt.

Das Über-Ich, eine seelische »Struktur«, die wir vom Ich und vom Es abgrenzen, weist offensichtlich Merkmale und Anteile auf, die aus der Umwelt stammen. Der Einfluß der Umwelt auf das Schicksal libidinöser und aggressiver Triebregungen wird oft übersehen oder zu gering eingeschätzt. Die Einflüsse der Umwelt reichen über das, was man mit der Erziehung gemeinhin im Auge hat, weit hinaus. Die von Anna Freud und Sophie Dann (55) beobachteten Kinder, die ihre ersten Lebensjahre im Konzentrationslager Theresienstadt verbracht hatten, zeigten im Alter von 3-4 Jahren soziale Haltungen, die ihnen nicht anerzogen worden waren. Es konnte überzeugend dargetan werden, daß gerade das sonst so verderbliche Fehlen einer positiven Beziehung zu einer konstanten Pflegeperson (Mutter) während und besonders nach dem ersten Lebensjahr Bedürfnisse nach einer positiven Beziehung zu den anderen Mitgliedern der Kindergruppe erweckt und geformt hat, die sich sonst nicht ausbilden, deren Ausformung durch eine für uns »normale« Beziehung zur Mutter geradezu hintangehalten wird.

Für die psychoanalytische Erforschung der Gruppenphänomene und für unsere weiteren Überlegungen gilt der Satz: Die psychoanalytische Erforschung des individuellen Unbewußten kann zu Aufschlüssen führen, die das kollektive Handeln verständlich machen; dabei ist

anzumerken, daß das individuelle Unbewußte weitgehend von den Personen und den Gruppen der Umwelt bestimmt worden ist und daß das kollektive Handeln das Ergebnis der Triebentwicklung und Triebabwehr von Individuen ist, die im Kollektiv in ganz bestimmte Beziehungen zueinander treten.

Am wichtigsten Beispiel kollektiver Aggression, dem Phänomen des Krieges, wollen wir zeigen, wo etwa unsere Beobachtungen einzureihen sind. Fornari (50) hat kürzlich die Theorien zusammengefaßt, welche Freud (67, 66, 64 u. a. Werke), Marie Bonaparte (18), Glover (75), Money-Kyrle³,

³ Money-Kyrle, zitiert nach Fornari (50)

227

u. a. über den Krieg aufgestellt haben⁴. Nach diesen, zum Teil weit auseinandergehenden Ansichten kann der Krieg »auf Grund der Triebziele und der Abwehrsysteme, welche die Psychoanalyse von den Zeugnissen des Unbewußten abgeleitet hat, definiert werden als ein individuelles Verbrechen, das individuell phantasiert und kollektiv vollzogen wird«⁵. Alle, die den Verlauf kollektiver Aggression untersucht haben, nehmen an, daß in jeder organisierten menschlichen Gruppe Aggression unterdrückt – nach Lorenz, daß intraspezifische Aggression gehemmt – werden muß. Diese Triebunterdrückung wird geradezu als eine der Hauptaufgaben aller Organisation menschlichen Zusammenlebens, jeder Kultur, bezeichnet. Die Unterdrückung, die mehr oder weniger gut oder vollständig gelingen kann, wird durch Verdrängungen und ähnliche Abwehrmechanismen bewirkt. Um die Unterdrückung aufrechtzuerhalten, werden innere Gegenkräfte (Gegenbesetzungen) eingesetzt, im wesentlichen so, daß innere Strukturen (Instanzen) aufgerichtet werden, die zur Lenkung und Kontrolle der Aggressionen dienen. Die Triebunterdrückung führt zu einer Verinnerlichung der Aggression⁶.» Von den psychologischen Charakteren der Kultur scheinen zwei die wichtigsten: die Erstarkung des Intellekts, der das Triebleben zu beherrschen beginnt, und die Verinnerlichung der Aggressionsneigung mit all ihren vorteilhaften und gefährlichen Folgen«⁷. Die psychoanalytischen Auffassungen über die psychologischen Vorgänge, die zu Kriegen führen und sich in Kriegen äußern, stehen mit der biologischen Auffassung nicht im Widerspruch, daß die Aggression ursprünglich der Arterhaltung dient. Die Ablenkung der Aggression »nach außen« habe das Ziel, einen Zerfall der organisierten Gruppe zu verhindern. Haß und Liebe, die sich innerhalb der eng organisierten Gruppe auf die gleichen Objekte richten, würden entmischt und könnten sich getrennten Objekten zuwenden. Dabei wird nicht übersehen, daß die Entmischung auch innerhalb der Gruppe vor sich gehen kann

(Haß auf Pazifisten des eigenen Landes, Furcht vor Verrätern, »die Generation der Väter opfert die Söh-

⁴ Nach Fornari hat nur ein einziger psychoanalytischer Forscher es versucht, das Phänomen des Krieges als ein System von Vorgängen zu verstehen, bei dem die Aggression keine Rolle spielt (Leeds, 119)!

⁵ Fornari (50), S. 118.

⁶ Näheres über den Prozeß der Verinnerlichung bei Sandler (154), S. 146.

⁷ Freud (66), S. 26.

228

ne« usw.). Die Ansichten darüber, woher die sich im Kriege äußernde Aggression jeweils stammt, sind nicht einheitlich. Die Bedingungen, unter denen es trotz der dauerhaften Unterdrückung zu Durchbrüchen kommt, sind mannigfaltig und sicher noch nicht gut durchschaut.

Die Vorteile, Aggressionen mehr oder weniger dauerhaft zu unterdrücken, liegen auf der Hand.

Die Gefahren scheinen daher zu stammen, daß die Unterdrückung das Ausmaß der

Aggressionsneigung nicht unbedingt vermindert, anscheinend oft vermehrt, und daß die einmal im Über-Ich verinnerlichte Aggression viel schwerer abgelenkt, unschädlichen Tätigkeiten

zugewandt und dem Leben des Einzelnen und der Gruppe dienlich gemacht werden kann. Gerade

deshalb liegt es nahe, Angehörige einer Kultur, die mit weniger Verinnerlichung auszukommen

scheint, auf ihren Umgang mit der Aggression zu untersuchen. Freud, Glover und die anderen

Forscher haben bereits damit angefangen, indem sie häufig die Kriege der »Primitiven« und jene der »Zivilisierten« miteinander verglichen.

Daß wir uns im wesentlichen auf den Anteil der Aggression beschränken, der als Rivalitäts-

Aggression bezeichnet werden kann, hat mehrere Gründe. Die aus dem ödipalen Konflikt

hervorgehende Aggression und die Aufrichtung des Über-Ich zur Unterdrückung und Kontrolle

derselben sind bei uns gut bekannt; sie sind durch die Analyse Erwachsener nachweisbar. Der

Ablauf des ödipalen Konflikts war auch bei den Dogon einigermaßen durchschaubar. Gerade hier

aber schien die Verinnerlichung nicht im gleichen Maße und die Kontrolle auf andere Weise vor

sich zu gehen als bei uns. Frühere oder andere Aggressionsneigungen sind sicher nicht unwichtig.

Die gegen geliebte Personen und besonders auf die allerersten Liebesobjekte gerichtete

Aggression soll nach neueren Ansichten (Fornari, Money-Kyrle) in der Verursachung der Kriege

eine große Rolle spielen. Es ist aber nicht zu übersehen und wurde besonders von Freud und

Glover hervorgehoben, daß die gegen Rivalen gerichtete Aggression in der Psychologie der

Sozietät eine große Rolle spielt, daß sie innerhalb der Gruppen irgendwie gedämpft werden muß,

damit es nicht zur sozialen Desintegration kommt, und daß sie sich in Kriegen nach außen richtet. Um diese letzte Behauptung anschaulicher zu machen, kann man sich daran erinnern, daß der Krieg in der Regel eine Angelegenheit von Männern gegen Männer ist, und daran, welche Rolle die Beziehung der Männer zu den Frauen, zur Familie und zu »weiblichen« Idealen und Symbolen im Kriege spielt.

229

Wir fassen im folgenden zusammen, wie wir die Triebentwicklung in bezug auf den gegen Rivalen gerichteten Anteil der Aggression bei den Dogon sehen, und schildern dann einige charakteristische Vorgänge im Leben der Einzelnen und der Gruppe. Weitere Belege für unsere Behauptungen haben wir veröffentlicht (138, 143). Am Ende versuchen wir, das Gesagte metapsychologisch zu beschreiben.

Der ödipale Konflikt nimmt bei den von uns beobachteten Dogon einen anderen Verlauf als bei uns. Sobald der kleine Junge phallische Wünsche auf die Mutter richtet, wird jede Drittperson, besonders der Vater, als Rivale erlebt – wie bei uns. Es entsteht jedoch nicht der Wunsch, den Vater zu beseitigen und die Mutter zu besitzen. Das Kind fürchtet statt dessen, von der Mutter verlassen zu werden und richtet, ähnlich wie die von Anna Freud und Sophie Dann (55) beschriebenen Kinder, Bedürfnisse und libidinöse Strebungen auf die Mitglieder der Geschwistergruppe. Der Ausgang ist nicht die Introjektion der Autorität eines Vaters, der die ödipalen Wünsche versagt. Die soziale Anpassung wird nicht in erster Linie durch ein gebietendes und strafendes Über-Ich gewährleistet, sondern durch die Abhängigkeit von sozialen Gruppen, zu deren Mitgliedern sich differenzierte identifikatorische Beziehungen ausbilden. Die Aggression behält einen Zugang zum Ich. Sie wird nicht oder nur teilweise verinnerlicht und wird nach dem Realitätsprinzip gesteuert.

Unter den Vorbedingungen zu dieser uns ungewöhnlichen Entwicklung heben wir hervor, daß die Mutter für das Kind, das sie bis ins dritte Lebensjahr immer bei sich hat und stillt, keinen Wechsel zwischen Gewähren und Versagen übt, sondern so weit und so rasch als möglich alle Bedürfnisse des Kindes stillt und daß sie keinerlei Reinlichkeitserziehung versucht. Es kann sein, daß eine solche Mutter viel eher Züge der Bedürfnis-befriedigenden Mutter der frühen Kindheit behält, mit der das Kind die wohlthuende Allmacht zur Befriedigung teilt, oder daß die einseitig gewährende Haltung die libidinösen Triebregungen stärker entwickelt als die Objektrepräsentanzen. Der Wunsch nach der Mutter als Person (Objektrepräsentanz) wird relativ leicht aufgegeben, die oralen Bedürfnisse werden nicht aufgegeben, sondern haben weiter (und fürs ganze Leben) Zulaß zum Ich. Das Fehlen der analen Trennungskämpfe mit der Mutter hat drei wesentliche Folgen:

Erstens wird die Mobilisierung von Aggression, die schon in der Stillzeit nicht stark angeregt worden war, nicht mit analen Strebungen zum Analsadismus verschmolzen. Zweitens

230

entsteht aus dem Wunsch nach der Mutter nicht der Wunsch, sie festzuhalten, sie zu besitzen.

Drittens erhält die Aggression gegen den Rivalen Vater nicht den analsadistischen Sinn, den Vater zu eliminieren, ihn zu töten.

Während der ödipalen Phase wird das Kind plötzlich abgestillt, die Mutter trennt sich von ihm, und es wird für jede Besorgung, zur Ernährung, Tag und Nacht ganz der (im Alter aufsteigenden) Gruppe der Kinder überlassen, wobei die Eltern nur wenig betonte Personen in dieser Gemeinschaft sind. Diese weist neben der hierarchisch-vertikalen eine kameradschaftlichhorizontale Gliederung auf; dazu kommt allmählich die Trennung der Gruppen nach dem Geschlecht der Kinder.

Die Kastrationsangst tritt wie bei uns während der ödipalen Phase und auch in späteren Krisen in Erscheinung. Die Bedrohung, die zuerst vom Vater ausging, wird aber bei der Abstillung zum großen Teil auf die Mutter verschoben und später in »oraler« Form wiederholt, in der Phantasie, daß die Frau einen verlassen oder keine Kinder schenken könnte. Statt eines weiterhin bedrohlichen Rivalen wird der Vater hauptsächlich als ein gütiger größerer Bruder erlebt. Es wird nicht die Autorität eines kastrierenden Vaters, der einen bestrafen will, verinnerlicht. Vielmehr ist das Ich bestrebt, sich dem gütigen Vater anzugleichen, sich mit ihm zu identifizieren. Ideale und Forderungen der Gruppe werden immerhin verinnerlicht. Sie scheinen die gütigen pflegenden Anteile der Eltern zu perpetuieren. Verletzung der Ideale führt nicht zu Schuldgefühlen, sondern zu einem Gefühl der Verlassenheit. Das Introjekt verspricht Liebe, kann aber offenbar nicht viel Aggression gegen das Ich richten und auch wenig helfen, Aggressionen durch Unterdrückung zu hemmen oder sonstwie vom Zugang zum Ich abzuhalten.

Das Clangewissen, wie wir es genannt haben, ist also nur in seinem Ichidealaspekt unserem Über-Ich ähnlich. An seiner Entstehung haben unlösbare (sadoanale) Konflikte mit dem Vater keinen oder nur einen geringen Anteil. Es wird zur sozialen Anpassung auf Ergänzungen angewiesen bleiben, die sich aus den mannigfachen Beziehungen zu den Mitgliedern der Gruppe ergeben. Daß sich Liebe und Haß auf die gleiche Person richten, das Phänomen der Ambivalenz, ist bei den Dogon so deutlich wie bei uns oder noch deutlicher. Ihr Ich findet keine Schwierigkeit, beides nebeneinander zuzulassen. Dafür ist wohl nicht der Umstand verantwortlich zu machen, daß

231

sie ihren Eltern viel eindeutiger positiv gegenüberstehen. Die Mutter, die einen verläßt, ist ein gleichzeitig geliebtes und gehaßtes Objekt. Die Verpönung von Triebregungen ist geringer als bei uns und schon deshalb ist die Ambivalenzspannung kleiner. Ein Dogon kann sagen: Jetzt ist mein älterer Bruder gestorben. Ich bin traurig darüber. Aber wenigstens kann ich jetzt richtig über ihn schimpfen, denn ich verstoße nicht gegen den Respekt, den man einem älteren Bruder schuldet, und er kann sich auch nicht mehr rächen.

Eine große Bedeutung schreiben wir dem Umstand zu, daß die Mobilisierung starker Aggressionen beim Dogonkind erst einsetzt, nachdem seine Reifung und Ichentwicklung weit fortgeschritten ist. Die Trennungsangst scheint um den 8. oder 9. Monat kaum in Erscheinung zu treten. Die unvermeidlichen Versagungen werden durch das einseitig gewährende Verhalten des ersten Liebesobjektes nicht diesem zugeschrieben, und die sich aus ihnen ergebenden Aggressionen müssen nicht abgewehrt werden, um sich die Zuwendung zu erhalten. Die Abstillung, und damit die erste mächtige Versagung, betrifft das Kind erst, nachdem es sprechen und gehen gelernt hat. Es kann seine Befriedigung aktiv dort suchen, wo es sie erhält, seine Aggression dahin wenden, woher die Versagung kommt, und vor allem bereits unterscheiden und dazu Stellung nehmen, welche Haltung ein und derselben Beziehungsperson mit Zuneigung und welche mit Haß zu beantworten ist.

Wegen des späten Einsetzens einer »versagenden« Erziehung, besonders auch weil die Erziehung zur Reinlichkeit nicht in der analen Phase erfolgt, hat das Ich »oralere« Eigenschaften behalten, die feste Gegenbesetzungen verunmöglichen.

Das Clangewissen vermag nur wenig Schuldgefühl zu mobilisieren und trägt kaum zur Unterdrückung (Verdrängung) von Aggressionen gegen geliebte Personen bei. Die Furcht vor Vergeltung bleibt jedoch erhalten – man darf aggressiv sein, solange der Gegner nicht wirklich oder in der Phantasie der stärkere ist. Dafür kann die Aggression auffallend leicht abgelenkt, von einem Objekt, wo sie nicht anzubringen oder störend ist, auf ein anderes verlegt werden.

Wir fassen zusammen: Da das Kind zu Beginn der phallischen Phase seiner Mutter nicht als Objekt gegenübersteht, von ihr innerlich nicht getrennt ist, wenden sich seine »oralen« Wünsche an die Gruppe. Das erhaltene Bedürfnis zur Partizipation und Einverleibung hat zur Folge, daß

232

die strafende Autorität des Vaters als Rivale nicht introjiziert wird, sondern daß die zärtlichen (libidinösen) Strebungen vor den aggressiven überwiegen. Die Rivalitäts-Aggression wird zum Teil abgelenkt, zum Teil vermieden und tritt hinter den identifikatorischen Bedürfnissen zurück. Verdrängte Aggression und Schuldgefühle spielen hinfert eine geringere Rolle, abgelenkte Aggression und Vergeltungsfurcht eine größere.

In den eingeleiteten Analysen konnten die Analysanden von Anfang an Kritik, Ablehnung und verbale Aggressionen gegen den Analytiker entweder frei äußern oder auf außenstehende Personen ablenken; das geschah in verbaler Form oder agierend. Der Einwand liegt nahe, daß die Analysen zu kurz dauerten und daß die analytische Situation nie vollständig (ohne Nebenübertragungen) auf eine Zweierbeziehung zwischen Analytiker und Analysand eingeschränkt werden konnte, so daß ein Rivalitäts- oder Autoritätskonflikt mit dem Analytiker noch vermieden wurde. Zum Teil müssen wir dem Einwand recht geben. Es ist möglich, daß etwelche verinnerlichte aggressive Strebungen gar nicht mobilisiert wurden. Andererseits haben wir mehrmals erlebt, daß ein Rivalitätskonflikt erst als (verschobene) Kastrationsangst, als Furcht von der Frau verlassen zu werden, phantasiert, dann gedeutet, in einem kurzen, heftigen, aggressiven Konflikt mit dem Analytiker oder einer Nebenfigur erlebt und damit erledigt wurde, ohne daß eine Aggressionsneigung zurückblieb.

Besonders auffallend waren die spontanen Phantasien von zwei Jünglingen im Pubertätsalter, die zum Teil auch die Übertragung bestimmten. Sodomasochistische Phantasien, die genau dem sogenannten negativen Ausgang des Ödipuskonflikts entsprachen, ließen auf eine heftige Rivalitätsaggression und auf verinnerlichte sadistische Wünsche, den Rivalen zu kastrieren oder zu töten, schließen. Doch gelang es mit nur ganz geringer Hilfe in unglaublich kurzer Zeit, die Aggression bewußt zu machen; dies führte nicht zu Angst oder einem Schuldgefühl, sondern zu einer sofortigen Hebung des Selbstgefühls, zur erneuten Zuwendung zur Gruppe oder verstärkte die Neigung, eine Identifikation mit dem Analytiker vorzunehmen. Leider verfügen wir nicht über genügend genaue Beobachtungen über die Äußerungen der Aggression im Kindesalter. Säuglinge hört man nie weinen oder schreien. Kleinkinder (um das dritte Lebensjahr, nach der Abstillung) machen anscheinend eine Trotzphase durch: Aktivität, eigene

233

Willensakte und Meinungsverschiedenheiten gehen mit heftigen verbalen und tätlichen Zornesausbrüchen einher, die aber außerordentlich rasch abklingen. Es ist wegen unserer dürftigen Beobachtungen nicht leicht zu sagen, ob dieses rasche Abklingen der aggressiven Stimmung mehr auf das freundliche und dramatische Reagieren der Umwelt (der anderen Kinder und der Erwachsenen, die vor allem Ablenkung anbieten) zurückzuführen ist, oder ob weniger Neigung besteht, trotziges Verhalten fortzusetzen. Kinder, bis zur Pubertät, raufen oft, wobei wir den Eindruck hatten, daß es sich meist um wenig ernsthafte Rankämpfe handelt, deren Austragung mit üblichen Wortstreiten und Hänseleien nicht zu Ende zu bringen sind. Auffallend ist, wie rasch diese oft sehr heftigen Raufereien abklingen und wie fair die Beteiligten und die Zuschauer dabei sind.

Es kommt vor, daß Erwachsene plötzlich im Zorn ein Kind oder einen jüngeren Erwachsenen schlagen; sie beschränken sich aber meist auf Wortstreite, die nach sehr kurzer Zeit abklingen und oft in harmlose Witze übergehen. Die Dogon werden sehr böse, wenn die halbwüchsigen Ziegenhüter es nicht verhindern, daß die Ziegen Schäden in ihren Gärten verursachen. Sie schwören dann, irgendeinen Ziegenhirten zu verprügeln, wenn sie den für den Schaden Verantwortlichen nicht erwischen – damit die anderen besser aufpassen, begnügen sich aber mit einem kräftigen Fluch, wenn sie einen der Sünder treffen. Strafen, die aus der europäischen Erziehung nicht wegzudenken sind, kommen in der traditionellen Erziehung der Dogon nicht vor. Viel eindrücklicher als die zahlreichen Äußerungen unmittelbarer Aggression sind für den Europäer zwei Umstände: die anscheinende Unfähigkeit der meisten Dogon, eine chronische Aggression für längere Zeit festzuhalten (als Projektion, Ressentiment oder aggressive Spannung), und die zahlreichen sozialen Regeln und Einrichtungen, wie man Streitigkeiten vermeiden oder schlichten muß.

Innerhalb der Kleinfamilie gilt die Regel, daß ein Mann seine beiden Frauen genau gleich behandeln muß und keine bevorzugen darf. Ein Wortstreit oder gar eine Schlägerei zwischen Eheleuten führt dazu, daß die Frau den Mann verläßt. Ehehliche Zwistigkeiten sind nicht selten, obzwar Neid (zwischen den beiden Frauen) keine große Rolle zu spielen scheint. Die zahlreichen Schlichtungsrituale (durch den Familienältesten, den Rat der Alten, den Bintupriester, den Schmied) sind nicht immer wirksam. Trennung wird einer chronischen Streitsituation vorgezogen.

234

Auffallend ist, daß zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen gleichgeschlechtlichen Mitgliedern der Großfamilie, insbesondere zwischen »Brüdern«, viel weniger ritualisierte Einrichtungen vorhanden sind. In dieser hierarchischen Organisation, die sich in immer weiteren Kreisen über das Dorf, den Stamm und das ganze Volk erstreckt, ist kein Dogon dem anderen gleich. Eine wechselseitige Identifikationsneigung (in der man dem älteren Bruder unterlegen, dem jüngeren übergeordnet ist) erlaubt es offenbar, die Rivalität zu überbrücken. Wir hatten den Eindruck, daß diese bleibende Neigung der Niederschlag von rasch wechselnden »Identifikationen mit dem Aggressor« ist, die sich bald nach der Abstillung, die mit dem ödipalen Konflikt zusammenfällt, einstellen. Einer anderen Dynamik folgt die horizontale Identifikation mit den Kameraden der Altersklasse, die als Gruppe die bedürfnisbefriedigende Mutter ersetzt. Die Mitglieder der gleichen Altersklasse sind austauschbare, mit zielgehemmter homosexueller Libido besetzte »identische« Identifikationsfiguren. Diese und andere typischen Vorgänge, die wir ausführlicher dargestellt haben⁸, ersparen rivalisierende Aggressionen. Dabei ist der Wechsel von der einen zur anderen (identifikatorischen) Beziehungsform, zum Beispiel von der

»hierarchischen« zur »horizontalen« Reihe, der wichtigste Abwehrvorgang. Wo aber bleibt die Rivalitäts-Aggression? Erfolgreiche Rivalen im Liebesleben werden eher bewundert als gehaßt. Ein gewisser Zorn gilt manchmal der Frau, die nichts oder nichts mehr von einem wissen will. Ein zeitweiliger Ehebruch oder eine vorübergehende Untreue hat keine emotionellen Folgen. Einen Schutz für das Selbstgefühl stellt wahrscheinlich die Einrichtung dar, daß der Vater (ältere Bruder) oder die »Kameraden« als Werber auftreten und nie der Liebhaber allein. Der Verlust einer Frau, oder gar eines Kindes wird sehr bedauert, aber sozusagen nie dem Rivalen übelgenommen.

Wenn der »Bruder« einen (physisch oder seelisch) im Stich läßt, wird Libido von ihm abgezogen. Die Enttäuschung führte oft dazu, daß er ganz fallen gelassen wird und man sich einer anderen Person zuwendet. Manchmal werden nur die Erwartungen aufgegeben. Ein älterer Bruder einer unserer Dogonpartner hatte Geld aus der Gemeindegasse gestohlen, die der jüngere zu verwalten hatte. Um weitere Ungelegenheiten zu ver-

⁸ Morgenthaller – Parin (138); Parin – Morgenthaller – Parin-Matthèy (143).

235

meiden, gab der Jüngere sein Amt auf, das ihm viel Prestige gebracht hatte, und nahm dem Bruder hinfort nichts mehr übel.

Kein Dogon verstand meine auf Ressentiment beruhende Abneigung gegen die Gendarmen, die bis vor neun Jahren im Dienst der Kolonialmacht und aus Korruption zahlreiche Grausamkeiten begangen hatten. Die Dogon selber hatten keinen Grund mehr zu Gegenaggressionen, sobald die Grausamkeiten aufgehört hatten.

Aber nicht nur die anale Verarbeitung der Aggression (Retentivität), auch der projektive Umgang mit der Aggression ist, anders als bei vielen anderen afrikanischen Völkern, nicht stark ausgebildet. Ein angetönter Rivalitätskonflikt wird in der Regel zuerst verleugnet, dann manchmal für kurze Zeit, gleichsam versuchsweise, projektiv verschoben – bald aber werden die Projektionen korrigiert, und nach einem Zornausbruch ist alles vergessen. Dauerhafte Projektionen aggressiver Tendenzen (auf »die Frauen«, auf das Nachbarvolk der Peul, auf Rechtsbrecher) sind die Voraussetzung für zahlreiche Rituale. Auch die Rache oder Bössartigkeit der getöteten Tiere und verstorbenen Menschen wird – so kann man aus zahlreichen religiösen und profanen Ritualen ablesen – reichlich in kollektiven Riten und gelegentlich mit individuellen Reinigungszeremonien beschwichtigt. Sei es, daß diese Einrichtungen überaus wirksam sind oder daß sie sich länger erhalten haben, als sie eine psychologische Funktion erfüllen mußten: Wir konnten beobachten, daß projizierte Aggression (deren Folgen abgewehrt werden müssen)

sozusagen keine Rolle spielt, daß die identifikatorische libidinös befriedigende Teilnahme an den gemeinsamen Ritualen weitaus den greifbarsten Gewinn für die Teilnehmer bringt.

Daß man bei den Dogon mit Rechtsbrüchen (Diebstählen, Totschlag) rechnet, beweist ihr genaues Rechtssystem. Priesterrichter und verschiedene Körperschaften (Familienälteste, Rat der Ältesten) üben neben den schlichtenden richterliche Funktionen. Es hat sich in ihrer Kultur aber kein Strafsystem oder Polizeisystem herausgebildet; die projektive Aggressionserwartung hatte offenbar keine soziale Organisation zur Folge. Wenn eine Familie einen Rechtsbrecher oder »Faulpelz« (wie arbeitsscheue Neurotiker genannt werden) unter ihren Mitgliedern hat, kann er wohl einmal ermahnt oder sogar verprügelt werden; diese Maßnahmen aber zu planen, zu wiederholen oder gar zu Strafen (wie Gefängnis oder Ausstoßung) zu greifen, käme den Dogon ganz unsinnig vor.

236

Das Volk der Dogon hat sich trotz seiner geographischen und ethnischen Kohärenz nie als souveräner Staat konstituiert. Nach dem Mythos und der Geschichte handelt es sich um eingewanderte »Freigelassene« eines der im Mittelalter in der Nachbarschaft gelegenen Königreiche, die fliehen konnten und sich seither im unzugänglichen Felsgebirge von Bandiagara verteidigt haben. Die Dogon waren, wiederum nach ihren Mythen und, soweit man diese zurückverfolgen kann, nach ihrer Geschichte, immer einem stärkeren Volk tributpflichtig. Kam ein stärkerer Gegner, verständigten sie sich über den zu leistenden Tribut. Erst wenn das herrschende Volk die Abgabe von Sklaven verlangte, wurden die Dogon rebellisch und wehrten sich in blutigen Kriegen. Der Verlust von Familienangehörigen schien kollektiv (wie heute individuell) als eine Bedrohung empfunden worden zu sein, gegen die man sich zur Wehr setzen mußte.

Jene Kriege, von denen die letzten noch in der direkten Erinnerung älterer Leute fortleben, scheinen sich von europäischen Kriegen emotionell sehr zu unterscheiden. Wie bei uns erzählt man gerne von kriegerischen Handlungen; ob dabei geprahlt wird, wissen wir nicht. Sehr auffällig ist, daß man von sich selber und von den verehrtesten Helden auch Feigheiten und gar nicht ruhmvolle Handlungen erzählt. Für die Dogon ist das Kriegsziel nicht die Unterwerfung oder Vernichtung des Gegners; sie sind nur bestrebt, den früheren gerade noch erträglichen Zustand wiederherzustellen: zum Beispiel wieder Getreide als Kopfsteuer zu zahlen, aber keine Sklaven mehr liefern zu müssen. Stärkere Gegner werden bewundert. Einen Krieg gegen Stärkere zu führen gilt als dumm und verächtlich. Dem Hogon (Priesterrichter), der die Verteidigung gegen die ins Land eindringenden französischen Eroberer leitete, nimmt man seine Rolle nur deshalb historisch nicht sehr übel, weil er ja nicht wissen konnte, wie stark der Eindringling war. Es gibt

für die Dogon keinen vernünftigen Grund, einen Kampf, der keinen Erfolg mehr verspricht, fortzusetzen. Allerdings gibt es bei ihnen auch keinerlei pazifistische Ideen. Wenn ein Kampf materiellen Erfolg verspricht, mag man es ruhig versuchen; nur muß man sich davor hüten, an einen Stärkeren zu geraten, der sich rächen könnte. Seltsam muten daneben die zahlreichen und noch sehr lebendigen Bräuche an, die der Abfuhr aggressiver Spannung mit anderen Volksgruppen zu dienen scheinen, wie die »Spottverwandtschaft« mit dem Brudervolk der Bozo für die auch ein strenges Tötungs-Tabu gilt.

Wir müssen die Frage offen lassen, ob die Einrichtungen, die für den

237

erwachsenen Dogon in der traditionellen Sozietät gelten, zu einer so suffizienten Verarbeitung der Aggression dienen, daß nur ein Minimum auszutragender Feindseligkeit übrigbleibt, oder ob bereits die Triebentwicklung die unschädliche Abfuhr und Ablenkung der Rivalitäts-Aggression anbahnt, indem der Prozeß der Verinnerlichung der Aggression vermieden wird. Wir neigen dazu, in der besonderen Triebentwicklung innerhalb der traditionellen Familienerziehung den bestimmenden Faktor zu sehen.

Dieses aus einzelnen Eindrücken zusammengesetzte Bild nimmt keine Rücksicht auf die Nachteile der besonderen Triebentwicklung, die wir den Dogon zuschreiben. Zahlreiche Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung, der Charakterbildung und des sozialen Lebens haben wir nicht verfolgt

Für die psychoanalytische Theorie ist es jedoch nicht selbstverständlich, daß eine soziale Anpassung ohne oder mit geringer Verinnerlichung der aus der Rivalität entstehenden Aggression möglich ist. Auf diese Fragestellung müssen wir uns im folgenden beschränken, wenn wir versuchen, die Ergebnisse unserer Untersuchungen metapsychologisch zu beschreiben, weil allein schon unsere Beobachtungen nicht ausreichen, um ein abgerundetes Bild zu geben.

Für jenen Bereich sozialer Anpassung, für den Aggression (als Triebregung) einen Störfaktor darstellt, scheint der Satz Gültigkeit zu haben, der besagt, daß das Maß neutralisierter Energie, die dem Ich zur Verfügung steht, das Maß der Anpassung bestimmt. Das gilt wahrscheinlich auch für die von uns untersuchten Dogon.

Der Begriff der Verinnerlichung ist, metapsychologisch betrachtet, vieldeutig⁹. Die Internalisation bezieht sich auf die Verinnerlichung von Regulationsvorgängen, die in früheren Entwicklungsstadien für die Beziehungen zur Außenwelt galten. Die Identifikation führt zur (meist reversiblen) Verinnerlichung bestimmter Eigenschaften, die das Vorbild hat, mit dem man sich identifiziert. Die Inkorporation ist ein Vorläufer der Identifikation und umschreibt eine Triebaktivität, die aus der oralen Phase der Triebentwicklung stammt. Es handelt sich dabei um

einen Verinnerlichungsvorgang, bei welchem libidinöse und aggressive Strebungen gleichzeitig auf dasselbe Objekt und Ziel steuern. Von allen Formen der Verinnerlichung wird die Introjektion als Begriff am unterschiedlichsten ge-

⁹ Freud (62)

238

faßt. Die Verinnerlichung durch Introjektion besagt vor allem, daß das Introjekt zum dauernden und integrierenden Bestandteil des Über-Ich wird¹⁰.

Wir haben mit der Verinnerlichung von Rivalitäts-Aggression die Aufrichtung eines Introjektes, nämlich jenes der väterlichen Autorität, gemeint. Wir mußten annehmen, daß bei den Dogon im Ablauf der ödipalen Phase der Wunsch, den Vater zu beseitigen und die Mutter zu besitzen, eine ungleich geringere Rolle spielt als bei uns – wenn er überhaupt wirksam sein sollte. Daraus haben wir geschlossen, daß ein eigentliches Introjekt im Über-Ich fehlt, das Über-Ich eine rudimentäre Ausbildung erfährt und mehr als Clangewissen wirkt als ein der eigenen Person zugehörendes psychisches System. Einer solchen Auffassung widerspricht es nicht, daß auch die Dogon im Verlaufe ihrer Entwicklung zahlreiche Verinnerlichungen vornehmen, denen auch Abkömmlinge aggressiver Triebregungen unterliegen. Die Neutralisierung aggressiver Triebenergie durch angeborene Hemmungsmechanismen im Ich kann allein schon als Verinnerlichungsprozeß beschrieben werden¹¹.

Nach diesen Vorbemerkungen läßt sich unsere Frage neu formulieren: Wie kann das Dogon-Ich eine ausreichende – nach unseren Beobachtungen große – relative Unabhängigkeit von den Trieben und Objekten (autonome Ichfunktionen) aufrechterhalten, ohne im Über-Ich ein dauerndes Introjekt aufzurichten und zu integrieren, welches das Ich gegen die Wiederkehr gefährlicher Triebregungen und gegen die Neubesetzung der frühen infantilen Objekte sichert? Strukturell betrachtet scheinen sich die sekundär autonomen Ichfunktionen – unter allen Funktionen der drei psychischen Systeme Ich, Es und Über-Ich – von den unseren am meisten zu unterscheiden. Während bei uns die autonomen Ichfunktionen festgefügt Bestand des Ich sind und zu den dauerhaften Introjekten in enger Beziehung stehen (Funktionswandel, Sublimierung usw.), scheinen sie bei den Dogon einen labilen, fluktuierenden Ich-Bestand darzustellen. Eine solche Behauptung scheint dem zu widersprechen, daß wir autonome Funktionen gewöhnlich als besonders stabil und dienstbar beschreiben. Wie kann es einen Sinn geben – fragt man – in dieser Weise von den autonomen Funktionen des Ich zu sprechen?

¹⁰ Freud (65).

¹¹ Hartmann (87).

239

Unsere weiteren Ausführungen sollen sich darauf beschränken, diese Frage zu beantworten.

Wir haben an anderer Stelle¹² ausführlich dargelegt, daß das Ich der Dogon die ursprünglichen oralen Eigenschaften beibehält. Es ist nicht fähig, feste Gegenbesetzungen auszubilden, kann aggressive und libidinöse Triebregungen gleichzeitig auf dasselbe Objekt richten, das heißt, ambivalente Gefühlsregungen konfliktfrei nebeneinander bestehen lassen. Die der oralen Trieborganisation eigene Leichtigkeit, die Objekte auszutauschen, mit ihnen zu partizipieren und in wechselseitige Identifikationen zu treten, macht sich bei den Dogon in sehr hohem Maße geltend. Die in zahlreichen Varianten wirksamen wechselseitigen Identifikationen sind die hauptsächliche Abwehrleistung ihres Ich, welche die bei allen Libidobesetzungen mitschwingende aggressive Beimischung ermäßigt.

Die Aufschiebbarkeit von Triebbefriedigung ist entsprechend der oralen Organisation des Ich sehr gering¹³. Die für die Objektbeziehung, insbesondere für die Konstanz derselben so bedeutsame Frustrationstoleranz ist wenig ausgebildet. Doch alle diese Ichfunktionen, Aufschiebbarkeit von Triebbefriedigung, Frustrationstoleranz und auch jene Funktionen des Ich, die im Dienst der sozialen Anpassung stehen, sind in erstaunlich hohem Grade vorhanden. Die Dogon haben sich die Unabhängigkeit von den Objekten erworben, als sie beim Ausgang des Ödipuskonfliktes die Mutter als Objekt aufgegeben und sich dafür identifikatorisch in die Gruppe der Kinder eingeordnet haben. Aber auch der Vater wird als Objekt nicht festgehalten oder wie bei uns in der Form der Introjektion der Autorität des Vaters im Über-Ich verinnerlicht. Die Rivalität wird durch die beschriebenen wechselnden Identifikationen abgewehrt. Damit ist die erste Voraussetzung für die Möglichkeit, die Beziehungen zu den Objekten zu neutralisieren, gegeben. Die den Objekten geltenden und aus dem Es sich anmeldenden Triebwünsche finden einen Zugang zum Ich, gerade wegen seiner oralen Organisation. Zur Zeit der ödipalen Konflikte hat die Reifung dieser Organisation einen solchen Grad erreicht, daß ein Umgang mit den realen Befriedigungsmöglichkeiten einigermaßen differenziert ist. Der Gruppe der Kinder wenden sich jetzt libidinöse und aggressive Regungen zu, die einen hohen Grad von Anpassung ermöglichen. Wir sprechen bei

¹² Parin – Morgenthaler (142).

¹³ Rapaport (150).

240

den Dogon von autonomen Funktionen insofern, als die aggressive und libidinöse Energie nicht zu Konflikten im Ich führen. Autonom sind aber ihre Ichfunktionen nur insoweit, als es die Umwelt auch weiterhin ermöglicht, die erreichte Organisation aufrechtzuerhalten. Eine Einengung auf die Beziehung zu einer Einzelperson muß vermieden werden. Stellt sich doch eine solche Beziehung her, setzt eine starke Abwehr ein. Diese Abwehr ist gegen das Objekt und nicht gegen die Triebregung gerichtet. Natürlich erleidet in diesem Zustand die Autonomie des Ich eine beträchtliche Einschränkung. Wenn die Gruppe verlorenght, gehen auch die Identifikationsmöglichkeiten verloren, die die wichtigsten Anpassungsleistungen gewährleisten. Aus diesem Grunde sind die autonomen Ichfunktionen nur dann stabil, wenn die Sozialorganisation garantiert, daß adäquat reagierende Identifikationsfiguren vorhanden sind und nicht ein einzelnes Objekt eine solche Besetzung von Libido oder Aggression gewinnt, daß sich die Beziehung auf diese einschränken muß.

Man kann die folgende Hypothese für die Entstehung dieser Verhältnisse annehmen: Auf der Höhe des Ödipuskonfliktes wird die Introjektion der Autorität einer (strafenden) Vaterfigur aktiv vermieden¹⁴. Es setzt ein mächtiger Abwehrimpuls ein, der sich in der Identifikation mit der Gruppe auskristallisiert und die Kastrationsangst fortan auf die Frau verschiebt, wobei – nach oralem Muster – eine Angst, »verlassen zu werden«, entsteht. Der Sinn solcher Vermeidung eines Introjektes läge im Bestreben, die bereits weit ausdifferenzierte orale Ichorganisation zu sichern und aufrechtzuerhalten. Diese hat in Anbetracht der frühkindlichen Entwicklung sowohl ein zureichendes Maß an Befriedigung gebracht, als es auch ermöglicht, mit der Rivalitäts-Aggression durch partizipative und identifikatorische Gegenbesetzungen fertig zu werden. Die Aufrichtung eines Introjektes im Über-Ich würde zu einer pathologischen Desintegration der Ichorganisation führen. Das Objekt der Rivalitäts-Aggression müßte bei seiner Verinnerlichung mit oraler, destruktiver Aggression belegt wer-

¹⁴ Aufgrund von Beobachtungen an anderen Völkern Westafrikas haben wir beschrieben, daß die seelische Entwicklung über Initiation andere Wege geht als jene über Introjektion. Bei Völkern, deren Initiationsriten im Leben des einzelnen und der Sozietät eine hervorragende Rolle spielen, richten sich die Kräfte, die die Initiation lebendig erhalten, gegen die Introjektion einer väterlichen Autorität. (F. Morgenthaller, Initiation und Introjektion. Vortrag in der Schweiz. Gesellschaft für Psychoanalyse, 28.9. 1957.)

den¹⁵. Bei uns führt die Verinnerlichung von Aggression, insbesondere von Rivalitäts-Aggression, die aus dem Ödipuskomplex stammt, tatsächlich zu günstigen Voraussetzungen für eine adäquate

soziale Anpassung. Freud (58, 59, 62) war der Ansicht, das Über-Ich binde in der Hauptsache die destruktiven Regungen und bilde geradezu den vorbestimmten, automatisch zur Verfügung stehenden Kanal für die Entladung der Aggression, soweit diese nicht nach außen abgeführt werden kann. Von hier ist die bekannte Hypothese der Triebentmischung abzuleiten, nach der die aggressive Energie dem Über-Ich, die libidinöse dem Ich zur Verfügung stehen soll¹⁶.

Für die Dogon-Persönlichkeit, die eine Ichentwicklung anderer Art durchläuft, gelten unter den gleichen triebhaften Voraussetzungen andere Gesetzmäßigkeiten. Da im Über-Ich kein Introjekt aufgerichtet wird, das die destruktiven Regungen bindet, kann auch Aggression nicht gestaut, chronifiziert werden. Die aggressiven Regungen, die nicht nach außen entladen werden können, erfahren in den wechselseitigen Identifikationen eine weitgehende Neutralisierung, ohne daß bei dieser Art der Ichentwicklung eine Triebentmischung abzuleiten wäre. Eine der auffälligsten Auswirkungen dieser Ichorganisation kann so beschrieben werden, daß es möglich ist, eine sehr haltbare soziale Anpassung zu gewährleisten, obschon es nicht zu einer nennenswerten Verinnerlichung von Rivalitäts-Aggression kommt. (Die Dogon haben zweifellos eine hochdifferenzierte eigene Kultur aufzuweisen; unsere Ausführungen lassen sich nicht ohne große Veränderungen auf andere afrikanische Völker übertragen.)

Ob das Schicksal der Aggression beim Durchlaufen der Trieb- und Ichentwicklung im Gesellschaftsgefüge der Dogon oder bei uns ein Spezialfall ist, bleibt eine offene Frage. Die Nachteile, die sich aus der einen oder anderen Entwicklungsgeschichte ergeben, sind schwer zu beurteilen. Betrachtet man den Umgang der Dogon mit dem Phänomen des Krieges, scheinen viele Hinweise dafür zu sprechen, daß die unvermeidlichen Äußerungen kollektiver Aggression weniger unbeherrschbaren, irrationalen, aus dem Unbewußten stammenden Einflüssen unterliegen als die der meisten abendländischen Völker. Die Nachteile unserer »introjektiven Art«, mit schwer lösbaren Aggressionsproblemen umzugehen, sind wahrscheinlich

¹⁵ In entsprechenden Situationen treten kannibalistische Phantasien auf.

¹⁶ Freud (59).

242

folgeschwerer als jene, die wir bei den Dogon beobachtet haben, die den Nachteil einer unlösbaren Verkettung an ihre begrenzte Gesellschaftsstruktur hinnehmen müssen.

Mit Lorenz anerkennen die Autoren, daß zahlreiche Ausformungen und Schicksale der Aggression im Tierreich als der Rahmen von Erscheinungen angesehen werden können, in dem sich die aggressiven Äußerungen der Menschen eintragen lassen. Dennoch wird an der psychoanalytischen Triblehre festgehalten und kurz diskutiert, daß die angelegten und zur Reifung kommenden Instinkte des Menschen für die wichtigsten Bereiche des instinktabhängigen Verhaltens nicht wirksam werden können, bevor sie eine komplizierte, von der Umwelt abhängige Entwicklung durchgemacht haben, die wir Triebentwicklung nennen.

Für die psychoanalytische Erforschung von Gruppenphänomenen wird der folgende Satz abgeleitet: Die psychoanalytische Erforschung des individuellen Unbewußten kann zu Aufschlüssen führen, die das kollektive Handeln verständlich machen. Dabei ist anzumerken, daß das individuelle Unbewußte weitgehend von den Personen und den Gruppen der Umwelt bestimmt worden ist und daß das kollektive Handeln das Ergebnis der Triebentwicklung und Triebabwehr von Individuen ist, die im Kollektiv in ganz bestimmte Beziehungen zueinander treten.

An den psychoanalytischen Auffassungen über das wichtigste Beispiel kollektiver Aggression, dem Phänomen des Krieges, wird zu zeigen versucht, welche Leistungen der Kultur zugeschrieben werden, um Aggressionen mehr oder weniger dauerhaft zu unterdrücken, und es wird darauf hingewiesen, in welcher Richtung diese Unterdrückung mißlingen kann.

Zum Unterschied von der Verinnerlichung der Aggression durch die Introjektion des Über-Ich, welche in der abendländischen Kultur zur Hemmung der intraspezifischen Aggression bzw. der Rivalitäts-Aggression dient, wird ein Beitrag aus der psychoanalytischen Beobachtung von Angehörigen eines westafrikanischen Volkes geleistet.

Zuerst wird geschildert, welches Bild sich die Autoren vom Verlauf des ödipalen Konfliktes bei Angehörigen dieses Volkes gemacht haben. Die besonderen Vorbedingungen und die von der unseren abweichende Dyna-

243

mik wird mit den Folgen für das spätere Schicksal und die Verarbeitung der Rivalitäts-Aggression in Zusammenhang gebracht. Die sich daraus ergebenden Qualitäten und Schicksale der Aggression werden geschildert, indem die Abweichungen von der bei uns normalen Entwicklung betont werden: Da das Kind zu Beginn der phallischen Phase seiner Mutter nicht als Objekt gegenübersteht, von ihr innerlich nicht getrennt ist, wenden sich seine oralen Wünsche an die Gruppe der Geschwister. Das erhaltene Bedürfnis zur Partizipation und Einverleibung hat die Folge, daß die strafende Autorität des Vaters als Rivale nicht introjiziert wird, sondern daß die zärtlichen Strebungen vor den aggressiven überwiegen. Die Rivalitäts-Aggression wird zum Teil

abgelenkt, zum Teil vermieden und tritt hinter den identifikatorischen Bedürfnissen zurück. Im späteren Leben spielt verdrängte Aggression und Schuldgefühl keine große Rolle, abgelenkte Aggression und Vergeltungsfurcht eine größere.

Diese Verhältnisse werden durch eine Aufzählung von Beobachtungen belegt, die zum Teil in den eingeleiteten Analysen gemacht wurden, zum Teil aber typische Verhaltensweisen und Erlebnisformen der Untersuchten in verschiedenen Lebenssituationen sind. Diese impressionistische Zusammenstellung wird mit weiteren typischen Einzeltatsachen aus dem sozialen Verhalten in verschiedenen größeren Sozialkreisen ergänzt, und schließlich wird geschildert, wie sich nach Ansicht der Autoren die Ergebnisse ihrer Untersuchungen metapsychologisch beschreiben lassen.

Ausgehend von der Frage, wie das Ich der Untersuchten von Trieben und Objekten relativ unabhängig werden kann, ohne ein Introjekt im Über-Ich aufzurichten, wird die Meinung vertreten, daß der Unterschied zu uns am deutlichsten an den sekundär autonomen Ichfunktionen sichtbar wird. Diese Hypothese wird einerseits durch die Folgeerscheinungen der oralen Organisation im Ich und andererseits durch die charakteristische Entwicklung der Objektbeziehungen gestützt. Beim Ausgang des Ödipuskonfliktes erlangt das Ich die Unabhängigkeit von den Objekten, indem diese durch ausdifferenzierbare, wechselseitige Identifikationen abgelöst werden. Die libidinösen und aggressiven Regungen, die sich auf die Gruppe konzentrieren, erreichen frühzeitig einen hohen Grad von Anpassung, weil der Umgang mit den realen Befriedigungsmöglichkeiten schon zur Zeit der oedipalen Konflikte einigermaßen differenziert ist. Die Autonomie der Ichfunktionen ist aber von der Art der Sozialorganisation abhängig, nämlich daß nicht ein einzelnes Objekt mit Libido oder Aggres-

244

sion so stark besetzt wird, daß sich die Beziehung auf dieses einschränken muß.

Bei der genetischen Betrachtung dieser Verhältnisse wird die Hypothese vertreten, daß auf der Höhe des Ödipuskonfliktes die Aufrichtung eines Introjektes durch Einsetzen eines mächtigen Abwehrimpulses vermieden wird, der sich in der Identifikation mit der Gruppe auskristallisiert. Bei der Diskussion dieses Prozesses wird besonders darauf hingewiesen, daß das Objekt der Rivalitäts-Aggression bei seiner Verinnerlichung mit oraler destruktiver Aggression belegt werden müßte, wodurch es zur Desintegration der erreichten Ichorganisation käme.

Die Autoren kommen zum Schluß, daß es möglich ist, eine sehr haltbare soziale Anpassung zu gewährleisten, obschon keine nennenswerte Verinnerlichung von Rivalitäts-Aggression stattfindet.